

Heimat als Sandburg

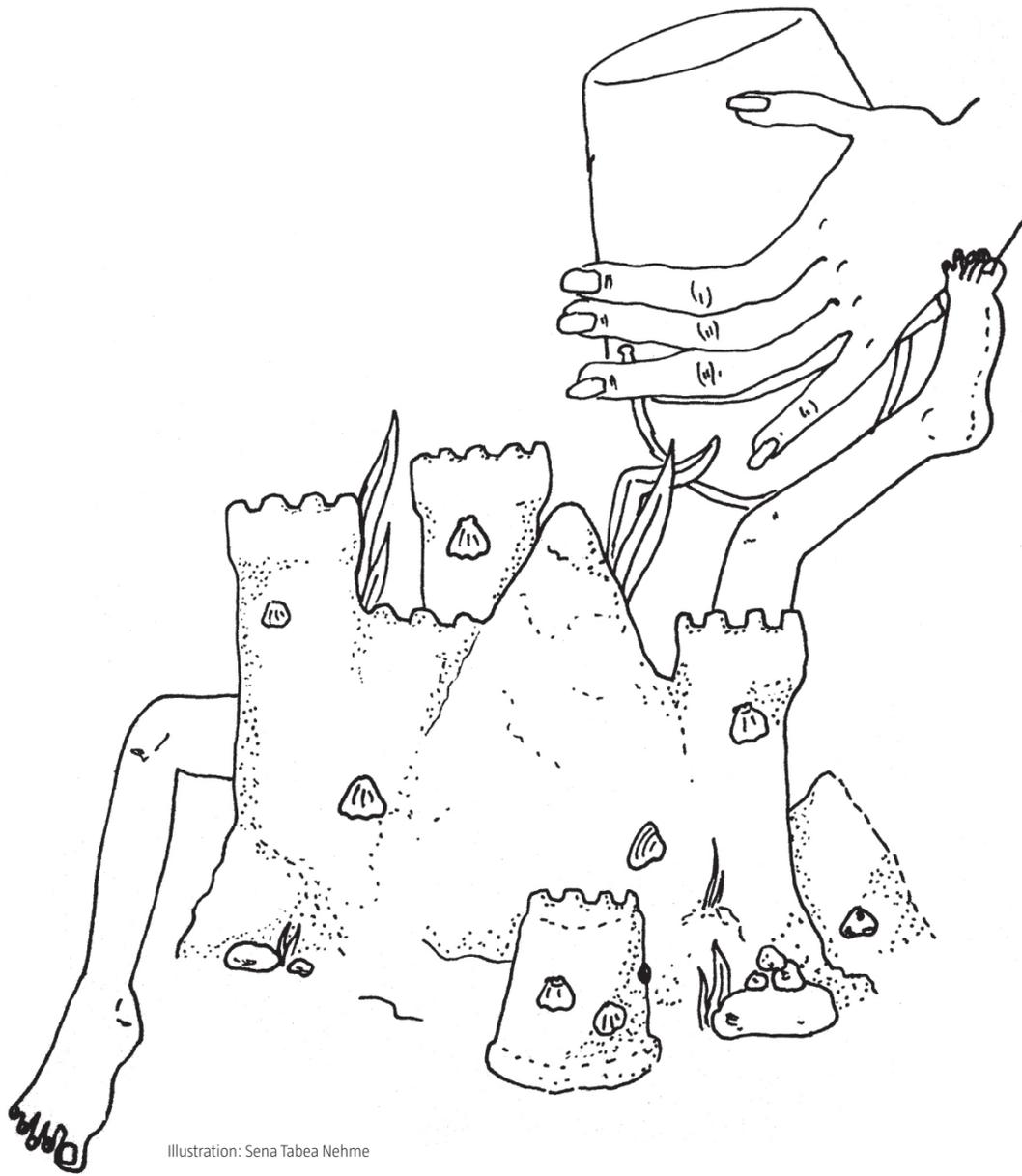


Illustration: Sena Tabea Nehme

WARUM ICH NICHT STOLZ BIN, DEUTSCHE ZU SEIN

Mein Land

Aber das ist doch auch dein Land!“ sagt sie, fast schon vorwurfsvoll. „Sie“, das ist meine Tante Tamara. Tante Tamara ist gerade aus Stuttgart zu Besuch in Berlin. Wir sitzen im Wohnzimmer, der Fernseher läuft. Coca-Cola macht Werbung für sich und die WM. Tausende Menschen wedeln euphorisch mit einem schwarz-rot-goldenen Stück Stoff herum. Diese Fahnen kotzen mich an. Und wenn ich das schon höre, „mein Land“. Ich merke, wie sich mein Magen verkrampft. In Deutsch haben wir gelernt, dass ein Possessivpronomen einen Besitz oder eine Zugehörigkeit ausdrückt. Aber ich besitze Deutschland doch nicht. Und ganz ehrlich – wirklich groß ist mein Zugehörigkeitsgefühl auch nicht.

„Patriotismus ist nicht unbedingt etwas Schlechtes!“, sagt meine Tante. Schon wieder zucke ich zusammen. Denn meiner Meinung nach führt Patriotismus zumindest nicht zu guten Dingen: Fast jeder AfDler verkauft seinen Fremdenhass und Rassismus unter dem Deckmantel des Patriotismus – für sie klingt das anscheinend wohlmeinender. Diese Patrioten lieben ihr Vaterland. Sie lieben es so obsessiv, dass sie ihr Land unbedingt vor jedem Nicht-Deutschen schützen müssen, da es sonst

nicht mehr würdig ist, in einem Satz mit einem Possessivpronomen genannt zu werden.

Ein anderes Wort für Patriotismus ist *Nationalstolz*. Dieses Wort benutzt auch Tante Tamara.

„Aber wie kannst du denn stolz auf etwas sein, zu dem du rein gar nichts



VON NATASCHA SCHEIDLER

Foto: Gina Rumsauer

beigetragen hast?“, frage ich sie. Sie antwortet: Allein durch meine Existenz würde ich dem Staat und damit dem Land etwas Gutes tun. Aha. Ich werde also arbeiten und Geld verdienen und dafür sorgen, dass diese Maschine, deren Teil wir sind, funktioniert. Inwiefern mich die Offenbarung meines eher ernüchternden Schicksals jetzt dazu bewegen sollte, mich mehr mit Deutschland verbun-

den zu fühlen, verstehe ich nicht so ganz.

Später frage ich meinen Vater, was er von Patriotismus hält. Als er „nicht gut“ sagt, horche ich auf. Er fährt fort: Man müsse ja immer auch die wirtschaftliche Seite sehen. Und da werde schon längst global gearbeitet. Leider war das nicht ganz die Begründung, die ich mir erhofft hatte. Dann sagt er noch etwas, das ich sehr interessant finde: Patriotismus sei nur beim Fußball gut. Fußball scheint sowieso alle Regeln und Normen außer Kraft zu setzen. Beim Fußball sitzt der Banker neben dem Arbeiter, und der Grüne neben dem Pegida-Anhänger. Fußball scheint die Menschen unterschiedlichster Herkunft und Einkommensklassen zu vereinen. Natürlich nur, solange man gemeinsam für Deutschland und gegen die Anderen ist. Sobald es dann um die Bundesliga geht, spalten sich die Gemüter wieder und der Lokalpatriotismus zeigt sich.

Auch mich selbst hat der in manchen Momenten schon ergriffen. Wenn ich Verwandte in Bonn oder Neckarsulm besuche, betone ich gerne, dass ich aus Berlin komme. So, als ob das irgendeine Leistung wäre, die mir attestiert, hipper und cooler als alle Anderen zu sein. Aber dann lese ich Schlagzeilen über ho-

Wie fühlt es sich an, wenn man keine richtige Heimat hat? Third Culture Kids, die in mehreren Kulturkreisen leben, wissen das.

VON HANNAH HÄGER

Drei Jahre lebte ich in Thailand. Ich ging auf eine Deutsche Schule in Chiang Mai im Norden des Landes, mein Vater war dort Lehrer.

In der Schulpause, es sind die ersten Wochen, sitze ich mit Ella, einer Klassenkameradin, auf der Bank vor dem Klassenzimmer. Ella heißt nicht wirklich so, denn es ist ihr unangenehm, mit ihrem echten Namen in der Zeitung zu stehen. Wir beide kennen uns noch nicht gut, wir sitzen auf der Bank und schweigen. Unangenehm. Nach ein paar Minuten sagt Ella:

„Was ist Heimat?“

Am Ende dieses Satzes steht ein Fragezeichen, das macht ihn zu einer Frage. Diese sind gemeinhin dazu da, um „sich mit einer Äußerung an jemanden zu wenden und dabei eine Antwort, Auskunft, Erklärung o.ä. zu erwarten“, das sagt mir der Duden.

In Ellas Fall hat diese Frage allerdings eine ganz andere Bedeutung: Sie erwartet von mir keine Antwort. Sie fragt nämlich nicht mich, sondern sich selbst. Bei mir war ja klar: Meine Heimat ist Berlin. Aber was ist ihre?

Ella hat deutsche Eltern, wohnt in einem deutschen Internat, geht auf eine deutsche Schule. Deutsch ist ihre Muttersprache. Aber den Großteil ihres Lebens lebte sie in Bangladesch oder in Thailand. Ella ist ein Paradebeispiel für ein sogenanntes „Third Culture Kid“: Ein Kind, das zwischen zwei Kulturen aufwächst und gewissermaßen einer undefinierten dritten angehört.

Ella sprach nie über ihre Probleme oder ihre Gefühle. Sie wirkte auch Freunden gegenüber, auch mir gegenüber, etwas distanziert. Gerade deswegen hat mich dieser kurze Moment auf der Bank noch lange beschäftigt. Seitdem sind vier Jahre vergangen. Seitdem habe ich gelernt, dass der Begriff der Heimat nicht für jeden das Gleiche bedeutet.

Im Prinzip steht Heimat für eine Beziehung zwischen Mensch und Raum. Wächst eine Person in Berlin auf, so ist wahrscheinlich Berlin ihre Heimat. Sie entwickelt ein Gespür für die Stadt, seine Bewohner, die Sprachmelodie, und verbindet damit ein Gefühl der Geborgenheit, der Sicherheit und des Vertrauens – das Heimatgefühl.

Third Culture Kids wie Ella haben das nicht. Auch ich hatte das, als ich mit meiner Familie in Thailand lebte,

nicht. In der Deutschen Schule in Chiang Mai gab es eine Abneigung gegen Deutschland. Viele versuchten, sich eine Heimat zu schaffen, indem sie sich von dem Heimatland ihrer Eltern abgrenzten. Als jemand, der in Deutschland aufgewachsen war, galt ich zunächst als uncool und langweilig. Das hätte niemand so ausgesprochen, aber bei Diskussionen bekam ich oft zu hören: „Aber du bist ja auch deutsch.“ Die deutsche Sprache wurde durch Denglisch ersetzt, die Leute sagten „simple“ statt „simpler“, wer auf deutsche Begriffe beharrte, wurde beäugt oder ignoriert. Um dazu zu gehören musste ich meine Heimat, die ja nun einmal Deutschland war, aufgeben.

„Aber du bist ja auch deutsch“, das bekam ich oft zu hören.

Nun schwebte ich in der Luft. In Deutschland wollte ich nicht mehr zu Hause sein und in Thailand konnte ich nicht zu Hause sein. Während man in Berlin relativ einfach an einer anderen Kultur teilhaben kann, ist man in Thailand immer Ausländer. Das fängt bei der Hautfarbe an. Wer nicht aussieht wie ein Thai ist kein Thai. Da stand ich mit meiner weißen Haut schlecht da. Ich wurde extrem unsicher und hatte Angst vor sozialer Interaktion mit Einheimischen sowie anderen Schülern. Denn nirgendwo konnte ich mich zugehörig fühlen. Wenn man sein Heimatgefühl nicht an einen Ort bindet, muss man etwas anderes finden. So wie Ella. Vier Jahre nach unserem ersten Gespräch in Thailand sagt sie mir:

„In der Heimat kannst du dich fallenlassen. Du fühlst dich geborgen, sicher und alles ist dir vertraut. Das kann deine Familie sein, deine Freundeskreis oder ein Hobby, für mich zum Beispiel Fußball spielen. Heimat ist eine Sandburg. Man baut sie sich aus dem Sand, den man zur Verfügung hat. Manchmal gefällt einem etwas nicht und man baut es um. Manchmal verziert man sie mit Steinen oder Federn oder Muscheln, jeder macht es anders. Ab und zu bricht alles in sich zusammen, je nachdem, wo sie steht und woraus man sie baut. Aber irgendwann ist sie fertig und man kann sich daran erfreuen.“

„Deutsch zu sprechen gehört für mich nicht zu meiner Identität. Meine Identität, das ist meine Angewohnheit, immer zu spät zu kommen und übergroße Männerhemden zu tragen.“



Ill.: Lorenz Wilkomm

mophobe Angriffe direkt nach dem CSD. Hier im weltoffenen Berlin. Und merke: Die tolerante Illusion von Berlin ist einfach nur der Strohalm, an den ich mich versuche zu klammern: ein Floß im deutschen Sumpf von Rassismus und anderen Diskriminierungen. Trotzdem – wenn ich im Ausland gefragt werde, woher ich komme, lautet meine Antwort meistens „Berlin“ und nicht „Germany“.

Natürlich bin ich froh, das Glück gehabt zu haben, hier geboren zu sein und nicht in Ländern, in denen die Menschenrechte mit Füßen getreten werden. Aber dass ich Deutsch spreche und hier lebe, ist für mich nichts, was zu meiner Identität gehört. Meine Identität, das ist für mich meine Persönlichkeit – meine Vorliebe für Theaterbesuche oder elektronische Musik. Das ist meine Angewohnheit, immer zu spät zu kommen, gerne tanzen zu gehen und übergroße Männerhemden zu tragen. Ich bin nicht stolz, Deutsche zu sein und das ist auch gut so.

„Sind wir nicht eigentlich schon viel weiter, was das angeht?“, frage ich meine Tante. „Müssen wir uns wirklich noch über unsere Herkunft definieren?“ Sie überlegt. „Ihr jungen Leute seid das vielleicht. Ich bin es noch nicht.“ Ich fände es schön, wenn sie mit dem ersten Teil Recht behält.

OHnE Heimat

Liebe Leserinnen und Leser,

Ist Heimat bloß ein Ort? Oder ein Gefühl? Ein Geruch? Ein Geschmack? Oder eine Mischung aus allem?

Klar ist: Der Begriff „Heimat“ hat für viele Leute an Gewissheit verloren. Über 65 Millionen Menschen sind zurzeit auf der Flucht, so der letzte Jahresbericht des Flüchtlingswerks der Vereinten Nationen. Viele Geflüchtete sind nach Deutschland und Europa gekommen, wo es Menschen gibt, die glauben, ihre Heimat unbedingt vor den Geflüchteten schützen zu müssen. AfDler und PEGIDA nennen das Heimatliebe, wir nenne es Fremdenhass. Dabei ist es doch toll, wenn man seine Heimat mit anderen teilen kann. Die Geflüchteten bereichern uns.

Auf diesen beiden Sonderseiten stellen wir unsere Perspektive zum Thema Heimat vor. Wir, das ist „OHnE“, die Schülerzeitung des Heinz Berggruen-Gymnasiums in Berlin. Die Sonderseiten verdanken wir der ehemaligen taz-Chefredakteurin Ines Pohl, die unsere Laudatorin bei der Preisverleihung des Schülerzeitungswettbewerbs der Länder 2015 im Bundesrat war. Wir erzählen hier drei Geschichten: Robert aus Kenia musste fliehen und hat seine Heimat verloren. Ella, deutsche Eltern und deutsche Muttersprache, ist in Ostasien aufgewachsen und kann keine Heimat finden. Und Natascha, Redakteurin von „OHnE“, kann sich mit „ihrem Land“ nicht identifizieren.

Viel Spaß beim Lesen wünschen
Mariam Sattorov, Johann Stephanowitz,
Viktor Thies & die OHnE-Redaktion



Illustration: Lorenz Willkomm

„Hoffnung hält mich am Laufen“

Vor vier Monaten floh Robert aus Kenia. Er hat seine alte Heimat verlassen. Hat er eine Neue gefunden?

Warum bist Du geflohen?

Meine Mutter wurde umgebracht, weil in meiner Heimat ein religiöser Krieg herrscht. Wir sind Christen und sollten zum Islam konvertieren. Damit waren wir nicht einverstanden. Ich kannte jemanden, der sich um mich gekümmert hat und mir dann ein Flugzeugticket direkt nach Deutschland gebucht hat.

Warum Deutschland?

Der Mann, der auch mein Ticket gekauft hat, sagte mir, ich solle nach Deutschland gehen.

Bist du mit dieser Entscheidung zufrieden?

Ja. Wobei: Ich hatte auch keine andere Wahl.

Was waren deine ersten Gedanken, als du nach Deutschland kamst?

Ich habe gar nichts gedacht, weil mein Kopf so voll war von verrückten Gedanken.

Fühlst du dich hier sicher?

Ja, sehr sicher. Ich habe eine lange Zeit in meinem Leben damit erbracht, vor Anderen wegzurennen. Ich hatte immer das Gefühl, dass sie mich beim nächsten Mal kriegen würden. Aber jetzt fühle ich mich frei. Und ich habe das Gefühl, dass niemand mehr hinter mir her ist.

Hast du in Deutschland jemals Rassismus erlebt?

Ich bin seit ungefähr vier Monaten hier und bis jetzt habe ich noch keine Art von Diskriminierung erlebt. Es

gibt natürlich Leute, die nicht nett zu mir sind. Neben meiner Unterkunft ist zum Beispiel ein Büro und es gibt dort eine Frau, der man an ihrem Gesichtsausdruck ansieht, dass sie keine gute Person ist.

Du hast in den letzten Jahren sehr viele schlimme Sachen erlebt. Hat dich dies bezüglich deiner Einstellung gegenüber anderen Menschen verändert?

Ich sehe die Dinge inzwischen ganz anders. Vertrauen ist nichts, was ich leicht hergebe. Schon sehr vielen Menschen in meinem Leben habe ich vertraut. Sie haben mich alle enttäuscht. Ich hatte in Kenia auch nie die Chance, auf eine gute Schule zu gehen. Aber jetzt habe ich die Möglichkeit, Deutsch zu lernen und mich zu bilden.

Wie unterscheiden sich Deutschland und Kenia?

In Kenia kann man nicht einfach irgendwohin laufen, wo man gerade möchte. Es gibt Orte, an die man nicht gehen darf. Hier kann man tun, was man will und keinen interessiert es, solange man niemandem im Weg steht. Ich denke, dass Deutsche sehr viel Spaß haben. Ihr habt hier eine sehr spaßige Lebensart.

Bist du glücklicher, seitdem du hier bist?

Ich glaube nicht. Manchmal habe ich das Gefühl, ich werde verrückt. Ich weiß nicht, wie ich das beschreiben soll. Ich bin hier ganz alleine und weiß auch nicht, wo mein Leben hinführen soll. Ich hoffe einfach. Hoffnung ist das, was mich am Laufen hält. Ich hoffe – aber ich habe keine Ahnung, was kommen wird.

Was sind deine Pläne für die Zukunft?

Ich möchte nur das Beste für mich

und das Beste für Alle um mich herum. Im Moment lerne ich noch die Sprache, aber ich möchte unbedingt Architektur studieren. Das ist mein Traum.

Denkst du, dass du vielleicht eines Tages wieder in deine Heimat zurückkehren kannst?

Kenia ist mein Zuhause. Aber ich will trotzdem in Deutschland leben, auch wenn die Umstellung sehr schwer ist. Veränderung ist immer schwierig.

Glaubst du, dass Deutschland mehr tun könnte für Geflüchtete?

Ich denke, dass Deutschland das ziemlich gut macht. Es gibt so viele Flüchtlinge mit so unterschiedlichen Problemen. Aber alle wissen, dass Deutschland ein guter Platz ist.

■ Das Gespräch führten Hannah Häger, Sara Hueber und Emile Hanau

